

Aus: Willy Stockar, Nikolaus von Flüe, 1942

11. Landeskrise 1481

In der Nacht vom 21. auf den 22. Dezember des Jahres 1481 erhielt Bruder Klaus, als es schon auf den Morgen ging, eiligen Besuch: Pfarrer Heini am Grund kam von Stans herauf mit sorgenbeschwerter Seele, um an der einzigen Stelle Rat und Hilfe zu holen, wo nach menschlichem Ermessen noch Hoffnung bestand. Was war geschehen?

Zu Stans tagten die Boten der eidgenössischen Orte seit drei Tagen und suchten einen jahrelang verschleppten Streit zwischen Städten und Ländern, koste es, was es wolle, endlich zum Abschluß zu bringen. Diebold Schilling, der selber mit dabei war, schrieb in seiner Chronik darüber folgende Sätze:⁴²

«Zu dissen zytten was ein erlicher fromer priester kilchherr ze Stans hiess her Heyni am Grund von Lucern bürtig, bruder Clausen sälig im Ranfft vast angenäm. Der selb her Heyni verstund und marckt so vil, das anders nüt dann ein krieg daruswerden wolt. Der stund in der nacht uff und fügt sich schnell zu bruder Clausen, leit im die ding für und verzoch die sach so lang, das man im rächten zerschlagen und jedermann nach mittem tag in willen wz, heimzefaren und sich ze behälffen, des er dann trüwte ze geniessen, wann niemand sich anders nüt me versach dann kriegs. Alls man nü gass und ab wolt scheiden, kam her Heyni louffende, dz er switzt von bruder Clausen, lüff allenthalben in die wirtzhüser, batt die zugesatzend mit weinenden ougen, sich durch Gotz und bruder Clausen willen wider zesamen zu verfügen und bruder Clausen rat und meynung ze vernähmen. Das nun beschach. Was er aber bracht, wart nit jedermann geoffenbaret, sunder herr Heynen von bruder Clausen verboten, das nieman denn den zugesatzten kunt ze tun. Und also gab Gott das glück, wie bös die sach vor mittem tag was, ward sy doch von disser bottschaft darnach vil besser und in einer stund gar und gantz gericht und abwäg getan. Und an-gendz Johannessen Schilling säligen minner heren von Lucern schriber, der min vatter, by dem ich ouch selber ze Stans und sin substitut was, bevolhen, die bericht, wie er die vorhin gesetzt halt, geschrifflich ze verfassen, alss ouch ylendz beschach. Und wurdend also die von Friburg und Soloturn in der selben bericht uffgenommen, wie sy dann jetz sind, und ward das burgrecht abgetan, ouch nüw brieff gemacht, die man nempt die bericht ze Stans. Des glich lut man allenthalben froud und beschloss man disse sach uff sant Thomas abend, alss man zalt tusend vierhundert achtzig und ein jar. Die selb bericht ward mit aller orten siglen bevestnet und angenomen ze ewigen zitten mit den pünden ze schweren. Darin ouch der brieff von Sempach, wie man sich in stritten halten sol, wirt bestätet und begriffen.»

In diesem lakonisch wortkargen Bericht liegen die gewichtigen Tatsachen vor unserem

Krise begriffen, in der es um Sein oder Nichtsein ging. Sie waren bereits endgültig dahingegeraten, anstelle der unmöglich gewordenen Verständigung eine Entscheidung durch die Waffen zu suchen. Da kam die Botschaft aus dem Ranft, und in einer einzigen Stunde war der Streit geschlichtet.

Pfarrer Heini am Grund hat wohl in dieser Schicksalsnacht nicht ohne ein weckendes Eingreifen höherer Mächte seinen schweren Nachtmarsch in den Ranft unternommen. Es wäre zum mindesten im echten Stil des 15. Jahrhunderts, hätte sich die Sache so abgespielt, daß Pfarrer am Grund bereits eingeschlafen war, als er plötzlich im Geiste aufgeweckt und in eine leuchtende Helle gerissen wurde und eine Stimme ihn hieß, zu Bruder Klaus zu laufen und ihn um Rat zu fragen, nicht morgen, nein, gleich jetzt in dieser mitternächtlichen Stunde der längsten Nacht des Jahres, durch Dreck und Schnee. Aber wir wissen nicht, ob es so war, wenn wir auch Freude hätten, es zu erfahren.

Wie aber standen die Dinge, die nun zwischen ihm und Bruder Klaus verhandelt wurden?

Nach der Niederwerfung der burgundischen Großmacht war das Rittertum endgültig überwunden und damit eine der im Wesen des Eidgenossentums liegenden Aufgabe erfüllt. Zugleich durften die Eidgenossen am Ende der Siebzigerjahre darüber gewiß sein, daß das bis dahin gewonnene Territorium der acht Orte kaum mehr von irgendeiner Seite her angetastet werden dürfte. Damit war aber auch die Kraft des Gründungsimpulses der Eidgenossenschaft ausgeschöpft. Nicht nur die Warnung des Einsiedlers vom Ranft, den Zaun nicht zu weit zu machen, gebot den Eidgenossen Einhalt und Besinnung, die Tatsachen selber verlangten eine völlig neue Sinnfassung der Eidgenossenschaft. Künftig gab es keine Freiheitskriege mehr, höchstens noch Verteidigungskämpfe, wenn nicht grundsätzlich ohne Not zur Erweiterung der Bünde Entschlüsse gefaßt wurden.

Die Boten der drei Waldstätten und ihrer Bundesfreunde von Zug und Glarus verstanden wirklich den Sinn der Stunde in dieser Weise. Sie wollten keine Erweiterung der Bündnisse mehr. Anders die Städte Bern, Zürich und Lu-

⁴² Durrer S. 162

zern. Namentlich die Berner mit ihrem alten Vergrößerungsdrang wollten mindestens sofort ihre beiden hilfreichen Nachbarstädte Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen wissen. Diese standen ja schon sehr lange mit Bern in lebhafter Verbindung. Den Eidgenossen in den Waldstätten aber war es nicht geheuer, besonders mit Solothurn ins Bundesverhältnis zu treten. Solothurn hatte zuviele und zu weitgehende Verbindungen, z.B. mit Basel und Mülhausen. Da käme man wohl immer wieder unversehens in neue Verwicklungen mit dem Reich und mit den noch längst nicht geklärten Verhältnissen in den alten lotharingischen Gebieten.

Überhaupt sträubte man sich in den Urschweizerorten gegen das drohende Übergewicht der Städte im Bund. Man fürchtete die aristokratischen Aspirationen und grollte den Städten wegen ihrer Art, den ihnen angegliederten Landschaften den Vollgenuß der Freiheit vorzuhalten.

Kaum war die Kunde vom Sieg zu Nancy und Karls des Kühnen Tod eingetroffen, so begannen sich die Zwistigkeiten zu offenbaren. Schon die Teilung der ungeheuren Burgunderbeute hatte Zwietracht gesät. Als nun im Januar 1477 die fünf Länderorte im Trotz gegen die Städte mit dem kaum gewählten neuen Bischof von Konstanz ein Landrecht abschlossen und die übermütigen innerschweizerischen Kriegerhaufen im Februar den sogenannten Saubannerzug ins Welschland unternahmen, schritten im Mai die Städte Bern, Zürich und Luzern ihrerseits zu einem Burgrecht mit Freiburg und Solothurn. Der Sinn des neuen Bündnisses bestand darin, daß die Städte sich gegenseitig ihr Bürgerrecht einräumten. Das war zwar noch kein Bündnis, wie es zwischen den Orten der Eidgenossenschaft üblich war, und Bern und Zürich brauchten dadurch keine bundesbrieflichen Rechte zu verletzen. Luzern jedoch stand mit den Waldstätten im Zwang einer Vereinbarung, ohne Zustimmung der Waldstätte keinerlei Bündnisse einzugehen.

Die Waldstätte riefen dann auch das althergebrachte Schiedsgerichtsverfahren gegen Luzern an. Wiedereinmal wie anlässlich jenes Handels gegen Zürich, der ja dann zum alten Zürichkrieg geführt hatte, war die höchste sittliche Kraft der Bünde von einem Ort verleugnet worden, die in dem Ausdruck der Bundesbriefe enthalten ist: «ohn alle Gefährde». Das hieß,

ohne durch juristische Auslegung den Wortlaut der Briefe zu deuten, sondern den ursprünglichen eindeutigen Willen festzuhalten, auf den die Worte der Bundesbriefe sich beziehen. Luzern legte die Bestimmung des Bundesbriefes hartnäckig so aus, daß es bei dem eingegangenen Burgrecht verblieb, indem der Austausch der Bürgerrechte kein Bündnis von der Art darstelle, wie es durch den Bundesbrief mit den Waldstätten verwehrt sei. Die Luzerner standen übrigens während dieser ganzen Verhandlungen bis zum Tage von Stans in regem Kontakt mit Bruder Klaus, zu dem immer wieder Boten und Abordnungen kamen. Das Schiedsverfahren mußte schließlich aufgehoben werden, weil man einsehen mußte, das Beharren darauf würde zum Bruderkrieg führen.

Inzwischen zogen sich jahrelang von Tag zu Tag die Verhandlungen wegen aller strittigen Punkte hin, ohne daß man auf einer Seite von der hartnäckig eingehaltenen grundsätzlichen Willensrichtung abgerückt wäre. Die Städte wollten unbedingt die beiden zugewandten Städte ins Bündnis nehmen, während die Länder sich dagegen wehrten.

Endlich schien im November 1481 auf einer Tagsatzung zu Stans ein Vermittlungsvorschlag Aussicht auf eine Einigung zu geben. Die Länder waren bereit, Freiburg und Solothurn so aufzunehmen, daß einerseits die acht alten Orte als Bundeskontrahenten abschließen sollten, andererseits Freiburg und ebenso Solothurn. Die Städte waren damit nicht ganz zufrieden, sie stritten für eine zehnrätige Eidgenossenschaft nach dem bisherigen Brauch der Bundesschließung. Es bestanden ja bisher folgende Bünde und entsprechende Briefe:

1. Bund von 1291: Uri, Schwyz und Nidwaiden
2. Bund von 1315: die drei Waldstätte
3. Bund von 1332: die 3 Waldstätte mit Luzern
4. Bund von 1351: die 3 Waldstätte mit Zürich
5. Bund von 1352: die 3 Waldstätte und Zürich mit Glarus
6. Bund von 1352: die 3 Waldstätte, Luzern mit Zürich und Zug
7. Bund von 1353: die 3 Waldstätte mit Bern

Aus dieser Aufstellung ist ersichtlich, daß bisher die Bünde grundsätzlich als solche der drei Waldstätte mit einem neuen Kontrahenten abgeschlossen wurden, entweder allein oder mit anderen Orten zusammen. Ein Bund zwischen Bern, Zürich und Luzern mit Solothurn und Freiburg ohne die drei Waldstätte, wäre

etwas grundsätzlich Neues gewesen und hätte den Sinn der Eidgenossenschaft von ihrem Ursprung losgelöst.

Bei der Tagsatzung zu Stans am 25. November 1481 nun brachten die Tagboten natürlich noch keine Vollmachten mit zum Abschluß eines Verkommnisses im Sinne des Vermittlungsvorschlages der Länder. So wurde ein neuer Tag zu Stans auf den 18. Dezember angesetzt.

Aber die Boten von Solothurn brachten nur Vollmacht für einen Bundesabschluß im Sinne der zehnrötigen Eidgenossenschaft und die von Freiburg überhaupt keine mit. Man stritt deshalb von neuem und kam immer weiter auseinander, sodaß am Abend des 21. Dezember jedermann überzeugt war, man werde am folgenden Vormittag endgültig zerworfen auseinandergehen.

In diesem Stadium der Sache griff Pfarrer am Grund ein und verursachte so die fast unglaubliche rasche Wendung zum Guten.

Nun war also durch den Eindruck der Worte des Ranftbruders trotz allem der Vorschlag der Länder angenommen worden, sogar ohne vorherige Einholung entsprechender Vollmachten. Entscheidend bei der Wendung war die mutige Haltung des Solothurner Ratsschreibers Hans vom Stall, der energisch darauf drang, auch ohne Vollmachten das Notwendige zu tun und nachher zuhause alles in Ordnung zu bringen. Für Freiburg übernahm Bern die Verantwortung, sodaß plötzlich alles in die Reihe kam. Solothurn und Freiburg wurden also in ein Bündnis aufgenommen, das von den acht alten Orten gemeinsam mit ihnen abgeschlossen wurde. Die acht Orte schlossen sich durch das Verkommnis fester zusammen und traten zum erstenmal als geschlossene Einheit auf. Damit war die Grundlage für eine lange Folgezeit geschaffen.

Einen lebhaften Eindruck von der glücklichen Entspannung, die zum Schluß die Tagsatzung zu Stans beherrschte, verschafft uns der Eingangssatz des Abschiedes, den die Boten der Orte mitbekamen:⁴³

«Des ersten heimbringen die Treu, Müh und Arbeit, so der fromm Mann Bruder Klaus in diesen Dingen getan hat, ihm dessen treulich zu danken, wie jeder Ratsbote des nähern zu sagen weiss.»

Durch das ganze Land hin verkündeten die Glocken das große Ereignis als die schönste Weihnachtsbotschaft seit vielen Jahren.

11. Summe des Lebens

Um die erstaunliche Tatsache richtig zu würdigen, daß es Bruder Klaus möglich war, ohne selbst der Tagung zu Stans beizuwohnen, durch bloße Übermittlung einer Botschaft die entzweiten Eidgenossen zum Frieden und zu neuem Bündnis zu bestimmen, darf man nicht übersehen, daß sich dieses Ereignis im 15. Jahrhundert abgespielt hat. Im gleichen Jahrhundert fanden auch anderwärts im Abendland eigenartige Vorgänge statt. Drüben in Frankreich hatte vor kaum einem Menschenalter das phantastische Drama der Jeanne d'Arc dem Schicksal dieser Nation neue Zukunftsmöglichkeiten verschafft. Ungeheure Tragödien wie beispielsweise diejenige des jungen Herzog Karls des Kühnen waren geschehen, und im ganzen Abendlande waltete eine erwartungsvoll unruhige Stimmung, weil man spürte, daß eine neue Zeit angebrochen war.

Gewiß ist es auf den ersten Blick nicht besonders einleuchtend, wenn man plötzlich aufgefordert wird, das Lebenswerk des Bruder Klaus von Flüe neben demjenigen einer Jeanne d'Arc zu betrachten. Und doch bringt im Grunde gerade solche Nebeneinanderstellung und Vergleichung dasjenige Licht in die Sache, das stark und weckend genug ist, den ganzen Sachverhalt ins Bewußtsein zu heben. Jeanne d'Arc, das unschuldige Hirtenmädchen, wird durch visionäre Erlebnisse zu Taten und Entscheidungen getrieben, die nach Bedeutung und Gewicht in einem unglaublichen Gegensatz stehen zu ihrer schlichten Persönlichkeit, ihrem Bildungsstand und ihrer gesamten subjektiven Persönlichkeit. Da wirken die hohen geistigen Geschichtsbildungsmächte durch ein williges reines Werkzeug so hindurch, daß ein unüberbrückbarer Abgrund klafft zwischen der hohen Weisheit dieser Lenkung und der schlichten Trägerin der Mission. Und eben durch diese vollkommene Hingabe eines Menschen als Werkzeug höherer Mächte gewinnt das unglückselige Frankreich die Möglichkeit, sich eine Existenz als Nation in kaum mehr gehoffter Größe zu erringen. Man wird ganz einfach diese Nation nicht verstehen und begreifen, wenn man nicht einsehen kann, daß ihr die Opfertat der Jeanne d'Arc zugrunde liegt. Denn in ihr offenbart sich, am absoluten Menschenwert

⁴³ frei zitiert nach Durrer S. 115

gemessen, das Wesen des französischen Volkes am reinsten. Für den Franzosen ist stets die restlose Hingabe an Wohl und Wehe der Nation der Weg zur Größe. Und wer tiefer unter die Oberfläche der Geschichte dringt, wird auch dem napoleonischen Geschehen erst auf den Grund schauen, wenn er das sehen kann, was Napoleon (in allerdings unfreiwilligem Verzicht) nicht besaß trotz seiner Größe, und wenn er auch die Tragik zu ermessen vermag, die darin liegt, wieder als Äußerung des innersten Wesens der französischen Nation.

Überall liegt im Wesen des Franzosentums ein verzichtgleiches Opfer als Voraussetzung zu spezifischer Größe, so auch im Falle der großen Könige, etwa bei Ludwig XI., aber auch bei dem scheinbar so glanzvollem Roi soleil. Derselbe Verzicht, der im Grunde etwas wie ein Rückfall in ältere Lebensformen ist, und einem Ungenügen gegenüber den Forderungen des eben aufbrechenden Zeitalters entspricht, haftet der französischen Kultur insofern an, als in ihr das untergegangene römische Reich noch nachwirkt. Das zeigt nichts deutlicher als die einfache Tatsache der Französischen Revolution.

Die europäischen Nationen, wie sie sich um diese Zeit aus der zerfallenden abendländischen Christenheit herausgliedern, stellen alle eine Art Metamorphosen vergangener Zustände und Formen dar, welche wohl den neuen Einschlag der aufgehenden Epoche enthalten. Doch wird nur in der Bildung der schweizerischen Eidgenossenschaft in radikaler Eindeutigkeit das Neue sichtbar.

Ferdinand Hodler ist es gelungen, in seinem bekannten gewaltigen Tellbild auf unmittelbar schaubare Weise darzustellen, worum es sich handelt. Sieht man zunächst davon ab, daß es sich um den Sagentell handelt, so erhält man den Eindruck: da betritt ein Mensch die Bühne des Geschehens und verkündigt etwas ganz unmittelbar Erschütterndes, das die Welt aufhorchen läßt und das sie ändern wird. Und man fragt sich erstaunt, woher dieser so sicher und kraftvoll in sich ruhende Mann denn das Gewicht hat, nicht lächerlich zu erscheinen, sondern vielmehr so mächtig Eindruck zu machen, daß man ihm nicht standzuhalten vermag, ohne sich mit ihm ernstlich auseinanderzusetzen.



Wilhelm Tell von Ferdinand Hodler (1853-1918). Entstanden 1897.

Woher hat er denn diese Macht? Das Bild selbst antwortet darauf. Zunächst stellt sich dieser Tell dar als ein ungemein kräftiger, ausgereifter, gleichsam die gesamte Natur in sich vereinigender Mann. Er stellt sich tatkräftig auf den Boden. Seine Gebärde ist nicht drohend, ihn erfüllt nicht Zorn. Aber ein mächtiger klarer Wille spricht aus seinem Antlitz, wie aus der Gebärde. Dieser Mann, so sagt man sich, vereinigt in seinem Wesen alles, was überhaupt einen Mann ausmacht: Gesundheit, Kraft, Mut, Selbstvertrauen und Lebensernst. Das ist seine Macht. Aber woher hat er sie?

Um diese Frage zu beantworten, muß man mutig Hodlers Bild betrachten, selbst aus einer Art Tellenstimmung. Dann wird man plötzlich gewahr, daß ja dieser Tell eben angekommen und noch im Schreiten begriffen ist. Aber woher kommt er? Hodler zeigt uns einen merkwürdigen Hintergrund, den man so oder so ausdeuten könnte. In Wirklichkeit ist das nichts anderes als eine Art Himmelsleiter, wie man sie in älteren Bildern oft malte. Noch sieht man die Wolkensäulen links und rechts, kann aber nicht mehr recht feststellen, ob es Himmelswolken im alten Sinne sein sollen oder richtige

das Gebirge einhüllende Wolken. Kein Gottvater aber thront mehr über der hohen Leiter, und auf den Stufen der Himmelstreppe regt sich nichts mehr von den Engelwesen. Ja, dieser Tell kommt von der Himmelstreppe und hat in sich alles vereinigt, gleichsam in sein Menschsein aufgenommen, was dem mittelalterlichen Menschen noch etwas wie ein himmlischer Theaterhintergrund seines Erdendaseins bedeutete. Es ist Mensch geworden alles, was zum Menschen herunter wollte. Und jetzt tritt der Mensch auf den Erdenplan mit der ganzen Fülle der Welt in sich: die Welt selbst ist Mensch geworden.

Gewiß, das ist alles ein wenig verwegen, wenn man es so in nackten Worten ausspricht. Und dennoch ist es die nackte Wahrheit, die nur eben nicht so einfach zu fassen ist, will man sie denkend zur Darstellung bringen. So wie Hodlers Tell die entleerte Hierarchientreppe der mittelalterlichen Himmelsleiter hinter sich läßt, so haben die alten Eidgenossen das gesamte mittelalterliche Ständewesen hinter sich gelassen und sind zusammengetreten, um eine neue, eine freie Willensgemeinschaft zu begründen, die sich selbst trägt. Nicht mehr der Stand ist die soziale Kategorie (um in moderner Terminologie zu reden), in die das menschliche Individuum sich eingliedert, um gerechtfertigt zu sein, sondern das einzelne Individuum selbst ist die maßgebende soziale Kategorie geworden, die sich mit anderen ihresgleichen gemeinsam eine Körperschaft baut. Überall tritt der Mensch an die Stelle der sozialen Standesgliederungen. Jetzt liegt die volle Verantwortung beim Einzelnen. Darum kann nur der mittun, der sich durch persönlichen, körperlichen Eid verpflichtet, sich mit seiner gesamten Existenz, leiblich, seelisch und geistig, also auch mit seiner ganzen Zukunft, für die gemeinsam gebildete Körperschaft einzusetzen, für ihre Bildung und für ihre Erhaltung.

Nicht umsonst trägt Hodlers Tell die Waffe in der Linken. Die Rechte winkt den Zeitgenossen und bleibt frei zum Handschlag. Dieser Tell ist das Bild des autonom gewordenen, des sich selbst bestimmenden und verantwortenden Menschen, der jetzt anhebt, Geschichte zu machen als der Mensch des anbrechenden neuen Zeitalters.

Diese (geistige) Haltung Teils hat die Eidgenossenschaft aufgebaut und durch alle Fährnisse zweier Jahrhunderte hindurchgetragen. Jetzt aber, nach den Siegen der Burgunderkriege, ist eine neue Situation eingetreten. Der Kampf nach außen ist vorbei, die neue Zeit hebt an und fordert nach innen, was man bisher nach außen zu leisten hatte. Man ist eine gefestigte, gefürchtete Macht im Kräftespiel Europas geworden. Die Freiheit auf dem politischen Felde ist errungen. Jetzt gilt es, sie nach innen im Sozialen zu bewähren und zu entwickeln.

Und wieder ist es Ferdinand Hodler gelungen, in einem machtvollen Gemälde das Wesen dieser Wende darzustellen. Es ist der Entwurf zu dem halbrunden Wandgemälde für das Landesmuseum in Zürich mit dem Motiv des Rückzugs der Eidgenossen vom Schlachtfelde von Marignano. Man muß dieses Bild betrachten, wenn man noch die Eindrücke vom Tellenbild in sich lebendig hat. Dann erkennt man: das sind ja lauter Bruder-Klaus-Figuren! Jeder in seiner Art hat sich vom Kriegsgeschäft abgewendet und ist in tiefem Nachsinnen begriffen. So geht es nicht mehr weiter, scheinen sie sich alle zu sagen. Aber wie denn?

Dies war die Frage, auf welche Bruder Klaus' Leben die Antwort bildet, für die ganze Eidgenossenschaft gestellt und beantwortet. Aus der Betrachtung der Gesamtanlage der Eidgenossenschaft seit etwa dem Ausbruch des alten Zürichkrieges ergibt sich die Anschauung, daß Niklaus von Flüe dazu bestimmt war, in der sich vorbereitenden Krisis den Ausschlag zu geben zu einer zweiten Gründung der Eidgenossenschaft. Genau wie Jeanne d'Arc im richtigen Augenblick auftrat, um Frankreichs Geschicke in eine entscheidende neue Richtung zu bringen, so wuchs in der Eidgenossenschaft Niklaus von Flüe heran, um im entscheidenden Zeitpunkt das Gewicht seiner gesamten Existenz, mehr als seiner mahnenden Worte, einzusetzen, damit die notwendige Krisis nicht das Ende der Existenz und Entwicklung der Eidgenossenschaft bedeute, sondern den Auftakt zu einer neuen Ära.

Wunderbar, wie die Geschichte lenkenden Mächte solche Wendepunkte vorbereiten und es einzurichten wissen, daß ihre Entschließungen von den Menschen ausgeführt werden, ohne daß sie ihnen irgend Gewalt antun!

Aber wie ganz anders geschah das in der Eidgenossenschaft, als drüben in Frankreich! Dort die inspirierte, begeisterte, jungfräuliche Unschuld mit dem Zauber ihrer unbegreiflichen Erscheinung im männermordenden Krieg. Und hier der einsame Beter in der weltabgelegenen Ranftschlucht, der ein volles Mannesleben hindurch darum rang, ganz aus eigenstem Trieb seine Seele aus der Welt zu heben und einzutauchen mit mehr als wachem Bewußtseinslicht in die Tiefen, aus denen die Welt und die Geschichte Gesetze und Impulse schöpft. Dort der in blindem Gehorsam, und unter Verzicht auf jedes Durchschauen der waltenden Weisheit der Mächte, unschuldvoll ausgerichtete, mit dem Leben bezahlte Auftrag. Und hier der mühselige Läuterungs-, Erleuchtungs- und Einweihungsweg eines Menschen, der die ganze Tiefe der Gefahr erkannt hat, die seinem Volk und den Menschen überhaupt drohte. Dort das unbewußte Opfer eines Kindes, hier die bewußte Opferung eines vollen Lebens an den Geist.

Die ganze Tiefe und Bedeutung der Geistesstat Niklaus von Flües aber wird sichtbar, wenn man versucht, zu erkennen, welchen unermeßlichen Geistesdienst es überhaupt in der Welt braucht, einer sozialen Körperschaft oder gar einer Nation von innen her die Existenz zu begründen. Und wichtiger könnte gerade im jetzigen Augenblick der Weltgeschichte keine Frage sein, als gerade die nach den geistigen Existenzgrundlagen einer Volksgemeinschaft. Aus den Gedankengewohnheiten des 19. Jahrhunderts heraus reicht man an diese Dinge ja nicht einmal soweit heran, die Frage richtig zu stellen.

Die Frage, wie sie sich uns Schweizern heute stellt, lautet etwa so: Welche geistigen Grundlagen bedingt eine freie Eidgenossenschaft als wahrhaft neuzeitliche Gemeinschaftsform, um existieren zu können?

Ein Blick in die Geschichte zeigt dem, der es sehen will, daß niemals eine Kulturgemeinschaft hat existieren können, ohne daß es in ihr irgendwie und -wo ein geistiges Zentrum, eine Art inneren, geistigen Lebensprozeß gegeben hätte. In den Theokratien des Ostens waren es die Tempeldienste, die dauernd von innen her der ganzen Gemeinschaft das Dasein eines lebendigen Organismus gaben. Im klassischen Zeitalter der Antike waren die vielen Stadtor-

ganismen nur darum oft so kurzlebig, weil die Tempeldienste und die Mysterien in Dekadenz geraten waren. Und wenn es den Römern gelang, ein dauerndes Reich am Leben zu erhalten durch viele Jahrhunderte hindurch, so hatten sie dafür den Preis ewiger Kriege zu bezahlen und aus einem Kompromis in den ändern zu geraten, bis das Ganze zusammenkrachte. Aber auch die abendländische Christenheit des Mittelalters versuchte, eine geistige Lebensgrundlage zu finden in dem geistigen Gegenbild des Reichsgebäudes und seiner Stände, in der Anima Christi, der Kirche. Zu Tausenden saßen Mönche in den Klöstern, zu Tausenden beteten Kanoniker aller Arten und Grade dauernd, auf Tausenden von Altären wurde das Sakrament vollzogen.

Wo immer wir in der Geschichte soziale Gemeinschaften nur einigermaßen gesund leben sehen, ruhten sie auf einem geistig-kultischen Innenleben. Und noch aus den Berichten von Seefahrern aus dem vorigen Jahrhundert erfahren wir, daß es vor hundert Jahren auf fernen Südseeinseln Polynesierstämme gegeben hat, die ein wahrhaft paradiesisches Leben führten. Da aber saßen beispielweise in einem Häuptlingshause eines solchen Stammes, im Dämmer Tag und Nacht, sechs uralte Priester, jeder mindestens hundertjährig, in dauernder Meditation, ohne sich zu rühren und fast ohne einer irdischen Nahrung zu bedürfen, und hielten in der Stille gleichsam das Herz des Stammes am Schlagen.

Erst vor solchen Hintergründen wird überhaupt die Frage verständlich, die wir aufgestellt haben, wessen denn eine freie Gemeinschaft von autonomen Genossen bedürfe, um existenz- und entwicklungsfähig zu sein. Irgendwo muß ja der «innere Dienst» verrichtet werden, der dem äußeren Leben den Halt gibt. In den ersten Zeiten der Gründung und der kriegerischen Ausweitung der Eidgenossenschaft war das gewiß kein Problem. Da hätte unsere Frage noch keinen Platz gehabt. Damals lebte der erste, in der Tell-gestalt bildhaft gewordene geistige Impuls in jedem einzelnen Eidgenossen so intensiv, daß das innere und das äußere Leben gleichsam in eins zusammenschmolzen. Dann aber war mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts etwa eine Art Verwilderung über große Schich-

ten der Eidgenossen gekommen. Die kriegerischen Erfolge, die in Übermut ausschlagenden Machtgefühle, vor allem aber das Geld und der Luxus, hatten die «Tugend der alten Eidgenossen» zermürbt und angefressen, ganz abgesehen noch von den allgemeinen inneren Wandlungen, die eine neue Zeitlage mitgebracht hatte.

Man höre nur, was Bruder Klaus immer wieder den Landsleuten sagte. Dekan Ulrich Witwyler von Einsiedeln hat um 1571 niedergelegt, was der Kern dieser Mahnungen darstellt.⁴⁴

«O lieben freund, sagt er (Bruder Klaus), machet den Zaun nit zuweit, damit ihr desto bass verharret im friden, rhu unnd einigkait unnd dass ihr bey ewer sawr erarnten löblichen freyhait bleiben mögent. Beladent euch nit mit frembden Sachen. Verbindnt euch nit mit frembder herrschafft. Hütent euch vor zwytracht unnd eignem nutz. Beschirmet ewer vatterland unnd bleibent darbey. Lasst euch nit lusten unnd setzt euch nit für zu kriegen. Im fall aber, dass euch jemand überfallen wollte, da streitent dapfferlich für ewer freyhait und vatterland.»

«O lieben kinder lassent euch mit solcher newerung und listigkait nit be-triegen, haltet euch zusammen. Bleibent in dem weg und fuststapfen unserer frommen voreiteren. Behaltet unnd bestettiget es, was sie unns gelehrt haben. Alssdann mag euch weder anstoss noch Sturmwind und ungewitter schaden, die doch gar starck noch gehen werden.»

In solchen Worten liegt die Trauer um verlorene Tugend und Unschuld der alten Eidgenossen und der Wille, sie nicht preiszugeben. Aber viel wichtiger als diese Reden, überhaupt als alles Reden, das von Bruder Klaus ausging, ist die Tatsache seines Lebens. Er verlegte sich ja überhaupt nicht auf das Reden, sonst müßten wir sagen, er habe es gänzlich verkehrt angefangen. Er zog sich aus dem äußeren Leben zurück, als dieses in der Eidgenossenschaft nicht mehr vollwertig von den reinen, starken Impulskräften der Tellengründungszeit getragen war. Und es ist mehr als eine fromme Phrase, wenn Chorherr Heinrich von Gundelfingen in seinem Werklein über Bruder Klaus schrieb:⁴⁵

«Wir dürfen gewisslich aussprechen, dass wir ohne Zweifel glauben, der grösste, mächtigste, allvemögende Gott habe seine milden und gnädigen Blicke schon längst auf die starken Eidgenossen des grossen Bundes gewandt und wolle sie durch Fürbitte dieses frommen seligen Waldbruders Nikolaus von allen Gefahren, Unruhen und ungesunden Zuständen heilen, in diesem Bunde erhalten und sichern. Welch kräftigeren, andächtigeren, frömmeren und auf jedem Gebiete der Religionsübung hervorragendem Fürsprecher konnten fürwahr die Eid-

Murten und in anderen Feldzügen haben, als diesen einzigen Nikolaus? Es wäre bald mit unseren Eidgenossen zu Ende gewesen, wenn nicht die Gebete des Niklaus und anderer Frommen bei Gott geleuchtet hätten.»

Das ist gewiß in einer Ausdrucksweise verfaßt, die den heutigen Anschauungen nicht mehr ohne weiteres angemessen erscheint. Trotzdem wird das Tatsächliche richtig erkannt. Jemehr die alte Eidgenossengesinnung sich verflüchtigte im Laufe der Zeit und im Gefolge der Ereignisse, umso notwendiger wurde es für die Existenz der Eidgenossenschaft, daß einzelne Menschen mit umso größerer Kraft und Konzentration das Ganze von innen her trugen. Ja mehr noch. Es mußte das Eidgenossentum einmal von einem Menschen hinaufgetragen werden über die Schwelle der geistigen Welt, bis dahin, wo Menscheng Geist in höchster Begnadung mit dem Weltgeist Auge in Auge tritt und wo unmittelbar und für alle Zeiten wahr wurde, daß dieses neue Menschentum der alten Eidgenossen in vollem Umfang menschliche Individualität zum Mittelpunkt hat und niemand und nichts anderem dient, als «dem Menschen» in seiner höchsten geistigen Bestimmung.

Man frage sich einmal, wieso es denn kam, daß diese kriegsgehärteten, rauhen und tatenlustigen, diese rechthaberischen und unverbildeten Menschen, wahre Gegenbilder zu Bruder Klaus, sozusagen durch die bloße Erinnerung an die Existenz des Einsiedlers binnen wenigen Minuten allen aufgerührten Streit und Haß überwandten und sich wieder die Hand zu neuem Bunde reichten? Das konnte nur sein, wenn in Wahrheit Bruder Klaus ihr Gewissen war, wenn er diejenige einzige Instanz war, an welcher sich jeder ohne weiters das Maß seiner Eidgenossenwürde und seines Menschenwertes nehmen konnte.

Die Frage, wessen eine freie Menschengemeinschaft neuzeitlicher Art bedürfe als eines inneren, grundlegenden Herzprozesses, beantwortet sich so: Es muß in dieser Gemeinschaft jederzeit menschliche Individualitäten geben, an deren Tun und Lassen in Erscheinung tritt das vollmenschliche, geistverbundene Urbild des Menschen, das seiner höheren Bestimmung entspricht. Nicht lehrhaft aber, sondern praktisch und handgreiflich muß diese Lehre den

⁴⁴ Durrer S. 778

⁴⁵ Durrer S. 433

Zeitgenossen vorgeführt werden, indem sich einzelne Menschen aus aller Kraft bemühen, die höhere Bestimmung des Menschen in sich zu verwirklichen. Dadurch erfährt der Zeitgenosse immer wieder in unmittelbarer Anschauung, daß die menschliche Gesellschaft nicht den einzelnen Menschen bei dem behafteten darf, was er ist, sondern seiner Entwicklung im Sinne einer freien höheren Bestimmung zu dienen hat. Die Bilder eines Bruder Klaus im Ranft, wie er, statt zu predigen, zu lamentieren und zu zetern, ganz still seine Seele erzieht, bis sie eingeworden ist mit dem Geist, eines Pestalozzi, der zu Stans dem äußersten Elend mit leeren Händen, aber mit einem Herzen voll Liebe und Opferbereitschaft steuert, die Bilder solcher Taten sprechen lauter und reiner aus, was nicht versiegen darf in einer Gesellschaft von zur Freiheit bestimmten, um Freiheit ringenden Menschen.

Wenn sich der Franzose als Glied seiner Nation fragt, was er zu tun habe, um der Nation zu dienen, schaut er vielleicht auf Jeanne d'Arc und sagt sich: Du mußt offen sein dem, was unbewußt von den geistigen Mächten in dich strömen will. - In dieser idealen Gesinnung ist er aber erst Franzose. Wenn dagegen der Eidgenosse auf die Bilder eines Bruder-Klausenlebens oder eines Pestalozzi schaut und sich sagt, er müsse sich an ihren Taten ausrichten, dann ist er zugleich wahrer Eidgenosse und wahrer Mensch im umfassend universalen Sinne. Denn diese Männer haben den Weg aller Menschwerdung offenbar gemacht. Und welcher Schweizer sich darum bemüht, am Ende seiner Erdenlaufbahn ein besserer Mensch zu sein als an ihrem Beginne, welcher sich bewußt ist, er erfülle seine eigene Bestimmung nur, wenn er aus sich erst im wahren Sinne des Wortes einen Menschen macht, der steht zugleich als Mensch im Brennpunkt der Geschichte.

Bruder Klaus hat einmal den Bernern ein Brieflein geschrieben, es war bald nach dem Abschluß des Stanserverkommnisses, worin er in seiner lapidaren Schlichtheit die Grundlagen bestätigt, auf denen allein ein freier eidgenössischer Stand beruhen kann. Dieser Brief, wenn man ihn nur ernst genug zu nehmen weiß, stellt sich in seinem Gehalt würdig neben das Mosai-

sche Gesetz. Denn er drückt das aus, ganz unmittelbar und ungekünstelt, was moralisch, d.h. als Gesinnung, im freien Christenmenschen lebt, damit die soziale Gemeinschaft sich darauf gesund aufbauen kann. Er lautet so⁴⁶

«Den Ehrwürdigen ... der Name Jesu sei euer Gruss, und wir wünschen euch viel Gutes und danken euch viel Gutes und der heilige Geist sei euer letzter Lohn. Ich danke euch ernst und innig eurer freundlichen Gabe, erkenne ich doch darin eure väterliche Liebe, die mich mehr freut als die Gabe. Ihr sollt wissen, dass ich mehr als genug habe, und wäre die Verpflichtung auch nur halb so gross, und wenn ich eure Liebe Gott und der Welt gegenüber könnte verdienen, wollte ich es mit gutem Willen tun. Der Bote, dem ihr es aufgetragen, hat es mir förderlich gebracht. Ich bitte euch, dass ihr ihn euch empfohlen sein lasst.

Um der Liebe willen schreibe ich euch mehr. Gehorsam ist die grösste Ehrenpflicht im Himmel und im Erdenreich. Darum sollt ihr lügen, dass ihr einander hörsam seid, und Weisheit das allerlieblichste, denn sie fängt alle Dinge zum besten an. Friede ist immer in Gott begründet, denn Gott ist selbst der Friede, und Frieden kann nicht zerstört werden, Unfrieden aber wird zerstört. Darum sollt ihr lügen, dass ihr auf Frieden gestellt seid. Witwen und Waisen beschirmt, wie ihr das bisher getan habt. Und wenn eines Glück sich im Erdenreich mehret, soll er Gott dankbar sein, dann mehret es sich auch im Himmel. Den offenbaren Sünden soll man wehren und der Gerechtigkeit in jedem Falle beistehen. Ihr sollt auch das Leiden Gottes in euren Herzen tragen, denn es ist des Menschen grösster Trost an seinem letzten Ende. Es ist mancher, den Zweifel plagt am Glauben, und der Teufel macht manchen Einfall durch den Glauben, und am allermeisten durch den Glauben. Wir sollten aber nicht daran zweifeln, denn es ist wahr, wie er überliefert ist. Und ich schreibe euch auch nicht deswegen darüber, weil ich etwa glaubte, dass ihr nicht den rechten Glauben habet, ich zweifle nicht daran, dass ihr gute Christen seid. Ich schreibe es euch zu einer Vermahnung für den Fall, dass der böse Geist jemand darum versuchen sollte, damit er umso ritterlicher widerstehe. Nicht mehr. Gott sei mit euch.

Gegeben auf St.Barbara Tag im 82. Jahr. Ich habe mein Siegel auf diesen Brief drücken lassen. Ich Bruder Klaus von Flüe.»

Man liest heute so etwas zunächst mit dem Gefühl: nun ja, das ist so ungefähr, was so ziemlich alle Moralprediger sagen, vom pedantischen Winkelwacker bis zum Theologieprofessor, lauter Binsenwahrheiten und Gemeinplätze. - Aber es ist unendlich mehr, weil derjenige, der das schrieb, eben Bruder Klaus und nicht ein Winkelwacker war. Er weiß genau, daß er damit weder etwas Neues, noch etwas Sensationelles schreibt. Er weiß aber auch,

⁴⁶ frei zitiert nach Durrer S. 209

wer er ist und daß es etwas ganz anderes ist, wenn er aus unmittelbarer Erfahrung als Eingeweihter z.B. feststellt, der Glaube sei wahr, wie er überliefert sei. Er bestätigt als Kronzeuge auf Erfahrungsgrund die elementaren Weltanschauungsgrundlagen, auf denen die eidgenössische Praxis beruht. Es sind dazu lauter Anweisungen, die gleichzeitig den einzelnen Menschen und die ganze Gesellschaft angehen. So wird beispielsweise nicht gesagt, man solle der Obrigkeit gehorsam sein, sondern jeder soll dem ändern gehorsam sein, d.h. auf den ändern hören und achten. Die Haltung der ganzen Körperschaft soll eben hervorgehen aus derjenigen der einzelnen Glieder.

Insofern es berechtigt ist, zwischen diesem Brief und der Tagsatzung zu Stans eine Beziehung herzustellen, könnte sie darin gesehen werden, aus diesem Briefe abzuleiten, daß der Kern dessen, was Bruder Klaus der Tagsatzung sagen ließ, gerade der Hinweis darauf ist, daß es künftig nicht mehr auf außenpolitische Aktionen ankomme, sondern darauf, die nach außen

gewonnene Freiheit nun sozial und moralisch vom Einzelnen her zu bewähren, zu befestigen und zu entwickeln, und daß dabei den Städten mindestens ebensoviel von dieser Aufgabe zufalle wie den Ländern. Das eidgenössische Territorium mit Städten und Ländern solle ein Erdengebiet sein, auf dem der Mensch (um zeitgenössische Worte zu brauchen) in freier Entwicklung seiner Individualität seine höhere Bestimmung erkennen und verwirklichen kann.

Nach der Stanser Tagsatzung, die Bruder Klaus im Bewußtsein der ganzen Bevölkerung der Schweiz zum «Vater des Vaterlandes», d.h. zum wahren geistigen Begründer der Schweiz erhoben hatte, bekam er einen eigenen Kaplan in der Ranftkapelle und lebte fortan bis zu seinem Tode in höchstem Ansehen, weit über die Grenzen des Landes hinaus. Ehe er starb, wurde er noch recht schmerzhaft krank, ertrug aber alles mit großer Standhaftigkeit.

Seinem Willen gemäß wurde sein Leib in Sächseln beigesetzt. Und an der Trauer nahm das ganze Land teil.

Nachwort

von Kurt Brotbeck

Was bedeutet uns Niklaus von Flüe heute?

Wer die Ausführungen von Willy Stokar zum Leben und Wirken von Bruder Klaus gelesen hat, muß einen Eindruck in seiner Seele tragen: Was der Autor hier ausgeführt hat, ist ja heute noch von der allergrößten Aktualität, obgleich das Manuskript schon 1942 abgeschlossen war.

Was liegt denn vor? Wir befinden uns am Ende des zweiten Jahrtausends nach Christi Geburt in einer ganz ähnlichen Lage wie vor 500 Jahren, in der Zeit, da Niklaus von Flüe gelebt und gewirkt hat. Damals befand sich die noch junge, noch wenig gefestigte schweizerische Eidgenossenschaft - sie war kaum 200 Jahre alt - in einer Krise, die so tief lag, daß ihr Weiterbestand in Frage stand. Die Ursache war das Auseinanderdriften der Zielsetzungen der einzelnen Orte nach den Burgunderkriegen, die ja, im Unterschied zu den anderen eidgenössischen Kriegen, wo es um die Erhaltung des Bodens ging, eigentlich Offensivkriege waren. Willy Stokar stellt überzeugend dar, wie Bru-

der Klaus in dem Maße, wie die damaligen Zeitgenossen ihr Eidgenossentum verrieten, dieses in seiner Seele bewahrt hat, wie er sich in Jahrzehnte wärender geistiger Anspannung, Übung und Schulung tief in die Räume der göttlich-geistigen Welt hinein- und hinaufgearbeitet hat, so daß er im entscheidenden historischen Augenblick, nämlich in den Vorweihnachtstagen des Jahres 1481, durch sein Wort, durch seinen Rat, die tief verfeindeten Tagsatzungsherren zu Einigung und Versöhnung und zu noch engerem Zusammenschluß bewegen konnte.

Stokar zeigt auch, wie das Wort des Eremiten ja seine Wirkkraft aus der Achtung bezog, die der Einsiedler im Ranft weit über die Landesgrenzen hinaus genoß. Wie eine real einschlagende Gewissenskraft wirkte sein Wort und damit seine geistige Anwesenheit in die Herzen der sonst so kampfesfreudigen, unnachgiebigen Landesvertreter in Stans. Damit wurde Niklaus von Flüe als Bruder Klaus zum «Vater des Vaterlandes» - wie Willy Stokar

schreibt -, er wurde zum geistigen Vater der Schweiz, weil er, über alle konfessionelle Bindung hinweg, das Wesen und damit die Idee der Schweiz in und mit seinem Leben hat sinnlich-sittliche Wirklichkeit werden lassen.

Wie tief sich das Stanser Verkommnis von 1481 in die Geschichte der Schweiz eingegraben hat, das wird deutlich, wenn wir hinblicken, wie die therapeutischen Ratschläge von Bruder Klaus in den Zeitenrhythmen der Schweizer Geschichte weiterschlagen. Bekanntlich sind ja die Empfehlungen des Bruder Klaus, den Zaun nicht zu weit zu machen und sich vor Offensivkriegen zu hüten, wohl beachtet worden, nicht aber wurde auf den weiteren Verkauf der Wehrkraft an ausländische Fürsten verzichtet. Das führte ja dann zur Niederlage von Marignano im Jahre 1515, also 33 Jahre nach 1481. 33 Jahre sind - nach einem Hinweis von Rudolf Steiner - der Zeitraum, in welchem ein Ideenkeim zu einem Tatenkeim heranreift.¹ Und tatsächlich: mit Marignano konkretisierte sich der Entschluß der Eidgenossen zum Verzicht auf ein Mitmischen in den Händeln der großen Welt. «Stillesitzen» hieß damals die Bereitschaft zu außenpolitischer Neutralität. Was schon Bruder Klaus als Idee, als Überzeugung in sich trug, erkannte die Schweiz 33 Jahre später als völlig real und richtig: Es ist nicht die Aufgabe der Eidgenossenschaft, sich in die Deichseln der Großmächte einspannen zu lassen, um mit ihrer in dem Einsatz für die Freiheit bewährten Wehrkraft die expansionistische Machtpolitik der Großen zu schützen und zu stützen.

Und ein weiterer Rythmus ist beachtenswert: Genau 333 Jahre nach dem Stanser Verkommnis wurde die Neutralität der Schweiz auf dem Wiener Kongreß von den Großmächten anerkannt und garantiert.

In der Erklärung von Wien vom 20. März 1815 bekunden die Signatarmächte Österreich, Frankreich, Großbritannien und Rußland, daß die Neutralität, Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit der Schweiz von allen ausländischen Einflüssen in den wahren Interessen der europäischen Politik liege. Was Bruder Klaus 1481 als Bild der schweizerischen Eidgenossenschaft als einer auf Rechlichkeit, Unabhängigkeit und Selbstbestimmung angelegten Gemeinschaft von Individualitäten entworfen hat, das ist während des Wiener Kongresses ins europäische Be-

wußtsein gehoben worden. Wobei wir hier doch in Dankbarkeit des persönlichen Einsatzes des Genfer Vertreters Pictet de Rochemont gedenken möchten, der gegenüber den Großmächten für die Anerkennung und Garantie der Neutralität der Schweiz gekämpft hat.

Und noch eine dritte Frucht ist zu erwähnen, die dem Keimling entwachsen ist, den Bruder Klaus 1481 in die Schweizer Erde gesteckt hat: die Schaffung des Roten Kreuzes und des IKRK. Was ist denn der Grundgedanke dieser urschweizerischen Einrichtung: Helfen, wo Menschen sich nicht selber helfen können. In völliger Selbstverleugung, ohne alles Eigeninteresse, ohne alle hintergründige Absicht helfen, Hand anlegen, zugreifen, genau so wie es Henri Dunant, der als Handelsmann «zufällig» Zeuge der Folgen der mörderischen Schlacht von Solferino am 24. Juni 1869 wurde und die Opfer in ihrem Todeskampf, mit ihren Wunden liegen sah: Zugreifen, helfen! Siamo tutti fratelli! Wir sind alle Brüder! Unabhängig von Glaube, Herkunft, Nationalität. Nur den Menschen als Menschen sehen.

«Der Gedanke und das Werk des Roten Kreuzes... sind wohl das größte Geschenk, das unser Land der Menschheit gegeben hat. Bedürfte es einer Rechtfertigung der Existenz des Kleinstaates Schweiz, so wäre allein schon diese Schöpfung und ihre treuhänderische Verwaltung über ein volles Jahrhundert zum Wohle aller Erdenbewohner Rechtfertigung genug.»

Diese Worte stammen von Prof. Dr. Hans Haug. Wir zitieren nach Ernst Schenkel, Wabern: «Die Schweiz im Umbruch» (1993).²

Wer diese Worte ernst nimmt, empfindet die pragmatische Verwässerung der Neutralitätsidee durch unsere Bundesbehörden im Zuge der Bemühungen, die Schweiz EG-konform zu machen, als tief bedauerlich. Solche Versuche bilden einen Verrat an dem Leitbild, das Bruder Klaus für die Schweiz entworfen und gelebt hat.

*

Wir haben zu zeigen versucht, wie sich die geistige Gestalt von Bruder Klaus in den verschiedensten entscheidenden Etappen der Schweizer Geschichte und Politik spiegelt. Wie aber stehen wir heute dieser Leuchtgestalt gegenüber? Geht er uns noch etwas an? Haben wir nicht das Mittelalter mit seiner tiefen Gläubigkeit weit hinter uns? Sind uns Computer und Atomkraftwerk nicht weit näher als der Ein-

siedler, der weltfremde - wie vielleicht mancher lästern möchte?

Es muß doch noch ein Wort über unsere Gegenwart gesagt werden. Wir deuteten es eingangs an: Es spiegelt sich das fünfzehnte Jahrhundert im zwanzigsten. Beide Zeiten haben Schwellencharakter. Das 15. Jahrhundert bildete die Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit, zwischen Konservatismus und Fortschrittsdrang. Ein neuer Weltentag brach an. Humanismus, Renaissance und Reformation kämpften für ein neues Menschenbild und einen neuen Zugang zum Wort Gottes. Und abseits der breiten Heerstraße der Kulturströme rang die schweizerische Eidgenossenschaft um ihre Existenz, um ihre alten Freiheitsrechte, und Bruder Klaus wies ihr - wie hier dargestellt worden ist - den Weg in die Zukunft.

Wenn man den Weg Europas vergleichen möchte mit den Entwicklungsstufen eines Menschen, könnte man das 15. Jahrhundert als die Zeit der Pubertät bezeichnen. Das zeigt sich schon in dem Drang, die alten Autoritäten von Antike, Papst und Kaiser zurückzustoßen. Die Gegenwart bildet in dem Werdeprozeß Europas den Eintritt in die Epoche der Mündigkeit. Und wie Europa dank der Technik heute eigentlich überall inspirierend wirksam ist, so ist auch der Drang nach Mündigkeit bei allen Völkern, allen Menschen irgendwie wirksam. Überall drängt es die Menschen, Fesseln abzuwerfen, selber zu handeln, selber zu entscheiden. Auch hat der Zusammenbruch der Sowjetunion und ihrer Satelliten viele Kräfte in Ost und West freigesetzt, die bisher im Kampf gegen Bedrohung und Unterdrückung gebunden waren. Diese quasi herrenlos gewordenen Willenskräfte suchen neue Wirkfelder, neue Leitbilder, und wo diese fehlen, schießen wie Pilze aus dem morschen Boden der Tradition alte, überfällige Impulse hoch und füttern die brachen Willensmächte mit ihrer Kost: rassistische, nationalistische und religiöse Fundamentalismen brechen rabiat hervor und stören oder verhindern den Prozeß des Mündigwerdens des Menschen. So sieht sich Westeuropa auf dem Wege in einen römischen Paternalismus im Dienste einer gleichgeschalteten Wirtschaft und unter Preisgabe der geistigen und politischen Selbstbestimmung und Unabhängigkeit. Im Hintergrund aber steht vielfach der un-durchschaute Versuch, die Herrschaft des selbstverantwortlichen

Individualmenschen zu verhindern oder zu brechen. Im Osten lassen sich ähnliche Tendenzen feststellen. Was aber hüben und drüben fehlt, ist eine Verständigung über Sinn und Aufgabe einer sozialen Ordnung und Gemeinschaft. Es fehlt eine Verständigung über den Kitt, der ein Gemeinwesen zusammenhält. Der liberalistische wirtschaftliche Egoismus bildet diesen Kitt nicht, weil er vom Kampfgedanken und nicht vom Dienstgedanken ausgeht und damit die soziale Gemeinschaft sprengt, in Frage stellt. Er überträgt die Kampfgesinnung aus dem Militärdanken auf das Wirtschaftsdenken.³ Aber auch ein nationalistischer, parteipolitischer oder staatspolitischer Egoismus bildet diesen zusammenhaltenden Kitt nicht, sondern schafft nur neue Spannungen, neue Fronten, neue Kämpfe.

Um diesen Gefahren zu begegnen, tun wir gut, uns wieder auf Bruder Klaus zu besinnen. Eindringlich macht er uns aufmerksam auf den tragenden geistigen Hintergrund unserer Existenz. Um eine soziale Körperschaft zusammenzuhalten, bedarf es einer höheren inneren Kraft, eines geistigen Zentrums. Willy Stokar zeigt weiter oben, wie zu verschiedenen Zeiten verschiedene Leitkräfte haltend und wegleitend wirkten: Tempeldienste, Klöster, Kulturstätten. Der «Geistesdienst», den Bruder Klaus der Schweiz im 15. Jahrhundert geleistet hat, war ganz besonderer Art: Er bestand darin, eine von innen geprägte Individualitätsform auszubilden und darzuleben, die sich tief in den Geisteschatz des Seins hinaufgearbeitet hat und daraus wahrhaftige, wesenhafte und lebenspraktische Impulse zur Gestaltung des zwischenmenschlichen Lebens im sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Bereich zu geben vermochte. Und eines macht uns Bruder Klaus erkennbar: der Mensch ist mehr als das Produkt von «Blut und Boden», von Vererbung und Milieu. Jeder Mensch ist Träger einer unsterblichen Entelechie, eines Geistkerns. Und diesen Kern in seinem irdischen Leben zur Entfaltung zu bringen und damit befruchtend auf seine Mitwelt zu wirken - wie Niklaus von Flüe gewirkt hat - , das lernen wir als Quelle jedes menschlichen Fortschritts kennen und anerkennen.

Tatsächlich: die geistige Anwesenheit von Bruder Klaus ist heute wichtiger denn je. Sie weist uns unsern Platz, unsern Arbeitsplatz an im Ringen um ein freies Europa, um eine menschengemäße soziale Ordnung.

Im Stanser Verkommnis ist ein solches Menschenbild, den eidgenössischen Freiheitsimpuls des 13. Jahrhunderts fortsetzend und verinnerlichend, zur historischen Wirklichkeit, zu einer geschichtlichen Tatsache geworden. Man versteht darum den Hinweis Rudolf Steiners, die Schweiz existiere geistig erst seit der Tat Niklaus von Flües, die zum Stanser Verkommnis geführt habe.⁴ Es war dies der bedeutungsvolle und erfolgreiche Versuch, aus den tiefsten Wesenskräften des Menschen eine sozial tragfähige Gemeinschaft aufzubauen, die zusammenhält. Es ist zu beachten, daß dieser soziale Baugedanke im radikalsten Gegensatz steht zu den Tendenzen, welche die gegenwärtigen Architekten eines geeinten Europa oder die Planer einer Weltregierung im Solde der UNO anstreben. Alle diese Pläne führen immer weiter vom einzelnen Menschen weg, die Entfernung zwischen der Entscheidungs- und der Handlungsebene wächst ins Riesenhafte, so daß der einzelne Mensch zu einer Amöbe oder Ameise verkümmert, die nur noch anonyme Anordnungen auszuführen hat.

Es ist gerade in diesem Zusammenhang aufschlußreich, sich das Strukturgeheimnis der Schweiz, wie es sich aus der Geistesforschung ergibt, bewußt zu machen. Rudolf Steiner wurde einmal gefragt, ob die Schweiz auch einen Volksgeist habe wie zum Beispiel Frankreich. Unter einem Volksgeist ist ein hohes geistiges Wesen von der Stufe eines Erzengels zu verstehen, welches einem bestimmten Volk das Gepräge verleiht. Rudolf Steiner verneinte dies: «Der schweizerische Volksgeist besteht aus einer Konföderation von Talschaftsgeistern.»⁵ Willy Stokar hat Steiners Ausführungen mit folgenden Worten referiert: «Es gebe... in verschiedenen Gegenden der Schweiz besondere Talschaftsgeister, die innerhalb ihrer beschränkten Gebiete eine ähnliche Funktion ausüben, wie in ändern Völkern die Volksgeister. Diese Talschaftsgeister gehören zu der Hierarchie der Engel.»⁶

Wir haben den Eindruck, daß man heute noch - oder heute wieder - ganz stark den inspirativen Einfluß solcher Wesenheiten empfinden kann. Jedenfalls erhellt der Hinweis auf die besonderen geistigen Hintergründe die spezifische Eigenschaft eines übernationalen Volkes, welches den zusammenhaltenden Kitt nicht in einer generativen Gleichheit oder Verwandtschaft, sondern nur in der Achtung der geistigen Dimension jedes Bürgers finden muß.

Zu der Schicksalsaufgabe, welche sich für die Schweiz aus solcher Eigenart ergibt, hat sich Rudolf Steiner auch geäußert. In einem Vortrag vom 14. Oktober 1921 bezeichnete er das schweizerische Staatswesen als «etwas ganz Besonderes» und sprach anschließend die folgenden Worte:

«Und es ist etwas ganz Besonderes. Denn erstens ist die Schweiz - was schon während des Krieges bemerkbar war - etwas wie ein Schwerpunkt der Welt. Und gerade ihr Unengagiertsein gegenüber den verschiedenen Weltverhältnissen könnte sie benützen, um ein freies Urteilen und auch ein freies Handeln gegenüber ringsherum zu bekommen. Die Welt wartet ja nur darauf, daß die Schweizer das auch in ihren Köpfen bemerken, was sie in ihrer Tasche bemerken. In ihrer Tasche bemerken sie, daß der Franken vom Auf- und Absteigen der Valuta, von der Korruption der Valuta, eigentlich nicht betroffen worden ist. Daß ja die ganze Welt sich um den Schweizer Franken bewegt, das bemerken die Schweizer. Daß das auch in geistiger Beziehung der Fall ist, das bemerken die Schweizer eben nicht. Aber so, wie sie den unbeweglichen Franken, der gewissermaßen der Regulator geworden ist der Valuta der ganzen Welt, wie sie den zu würdigen verstehen, so sollten sie auch ihre durch die Weltverhältnisse wirklich unabhängige Stellung, durch die die Schweiz tatsächlich eine Art Hypomochlion sein könnte für die Weltverhältnisse - dies sollten die Schweizer verstehen.»⁷

Die Schweiz als «Hypomochlion» für die Weltverhältnisse, als Drehpunkt, um den sich die Gewichte der Weltenwaage bewegen: dieses Bild müßte heute sichtbar und erlebbar gemacht werden, dann würden wir auch viel sicherer unsern Ort und unsere Mission gegenüber den vordringlichen Aufgaben der Gegenwart finden.

Die Beschäftigung mit Niklaus von Flüe hilft uns, zu einem solchen Leitbild Vertrauen, Mut und Kraft zu gewinnen.

Kurt Brotbeck

Anmerkungen

¹ Auf den 33-Jahr-Rhythmus als Impulsationsrhythmus in den «fortlaufenden Strom des geschichtlichen Werdens» macht Rudolf Steiner in dem Vortrag vom 23. Dez. 1917 in Basel (GA 180) aufmerksam.

² Auf den Sonderdruck von Ernst Schenkel, Weyerstr. 28, 3084 Wabern, möchten wir unsere Leser hinweisen. Hier wird die enge Verflechtung des Rot-Kreuz-Gedankens mit der Neutralität überzeugend dargestellt.

³ Der Sozialwissenschaftler Carl Oechsli, Schaffhausen, pflegte immer wieder zu betonen: Die wirtschaftlichste Form des Egoismus ist der Altruismus. Wenn ich will, daß es mir gut gehe, habe ich dafür zu sorgen, daß es allen gut geht.

⁴ Vgl. Hans Hasler: Rudolf Steiner über die Schweiz, Dornach 1988, S. 91.

⁵ Diese Formulierung überlieferte Dr. Otto Fränkl-Lundborg, Dornach, ebenda S. 91

⁶ ebenda S. 92

⁷ Rudolf Steiner, GA 339, 4. Vortrag; ebenso Hasler (s. Anm. 4) S. 57.